

Staatskritik überhaupt beinhalten müsse. Nach einem kurzen ideengeschichtlichen Abriss liberaler und marxistischer Staatstheorie wird hier vorgeschlagen, den Staat nicht nur als Ausdruck bürgerlicher Kräfteverhältnisse zu verstehen, sondern den Blick insbesondere auf das (vermeintlich?) legitimationsstiftende Allgemeinheitsspostulat zu richten und dieses hinsichtlich seiner antiemanzipatorischen und unterdrückenden Wirkung als ideologisches Konzept zu dekonstruieren. Diese grundbegriffliche Staatsdebatte wird im zweiten und dritten Teil des Bandes kontextbezogen spezifiziert und zum Zwecke einer (staats-)theoretischen Erweiterung mit Erkenntnissen aus den jeweiligen Teilbereichen konfrontiert. Es findet somit eine Kritik der verschiedenen im Staat angelegten (sich zugleich aber territorial entgrenzenden) Herrschaftsfelder statt, die sich erstens auf die über den Staat vermittelte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die damit einhergehenden Ausbeutungsverhältnisse (Anita Fischer) bezieht, zweitens die durch postfordistische Regulationsregime provozierten gesellschaftlichen Kämpfe um soziale Räumlichkeiten und kapitalistische Eigentumsverhältnisse behandelt (Markus Wissen und Lars Bretthauer), um sich drittens mit den durch transnationale Migrationsströme herausgeforderten nationalen Territorialvorstellungen eines methodologischen Nationalismus (Fabian Wagner) auseinanderzusetzen sowie die über den Begriff der Nation erzeugten gesellschaftlichen Exklusions- und Dominanzverhältnisse offenzulegen (Daniel Keil). Der letzte Beitrag beschäftigt sich schließlich mit den postfordistischen Transformationsprozessen des liberalen Staates, der zunehmend eine exekutivlastige und damit antidemokratische Effekte erzeugende Staatsräson aufweise, die im Gewand neoliberaler Modernisierung auftrete und doch als autoritärer Etatismus entlarvt werden müsse (John Kannankulan).

Trotz der bunt erscheinenden Zusammensetzung der Beiträge ist es gelungen, die Herrschaftsvergessenheit einer zunehmend technokratisch wirkenden Global- und Multi-Level-Governancedebatte zu überwinden und zugleich die Baustellen der materialistischen Staatstheorie selbstkritisch zu markieren. Wünschenswert wäre eine stärker fokussierte Auseinandersetzung mit diesen Debatten gewesen, was nur bei Markus Wissen geschieht.

Die Aktualität der materialistischen Staatstheorie wird nicht zuletzt aufgrund zahlreicher empirischer Plausibilisierungen auf überzeugende Weise vermittelt; vor allem wird deutlich,

warum gerade diese Perspektive für die Dekonstruktion der neoliberalen Ideologie unentbehrlich ist. Bleibt zum Schluss die demokratietheoretisch inspirierte Anmerkung, dass der kritische Staatsbegriff in diesem Zusammenhang nicht nur negativ konnotiert werden sollte. Versteht man den demokratischen Staatsbegriff nämlich nicht metaphysisch, sondern als einen umkämpften Begriff und ein spezifisches gesellschaftliches Lernergebnis, zeigt sich, dass das Inklusionsversprechen eines auf Allgemeinheit ausgerichteten Staatsverständnisses auch zurückschlagen kann. Das dem liberalen Staat inhärente Freiheits- und Gleichheitsversprechen bietet nämlich gerade jenen marginalisierten, durch die herrschende Kräftekonstellation desorganisierten sozialen Gruppierungen eine Projektionsfolie für vielfältige, bisher ausgeblendete Anerkennungsforderungen. In anderen Worten: So richtig der Verweis auf die Gefahr einer die asymmetrische Herrschaft vernebelnden Allgemeinheitsrhetorik ist, sollte nicht übersehen werden, dass sie unter gewissen Umständen auch eine emanzipative (und nicht nur repressive) Wirkung entfalten kann. Dementsprechend wäre darüber nachzudenken, ob der demokratische Staatsbegriff als kontrafaktisches Konstrukt identifiziert werden kann, das seinen Ursprung nicht etwa in einem ideologie- und paternalismusverdächtigen Apriorismus hat, sondern Ausdruck einer gesellschaftlich praktizierten und gleichermaßen umstrittenen Idee ist.

Hannover

Nadja Meisterhans

Figuren der Souveränität

Friedrich Balke: Figuren der Souveränität, 545 S., Fink, München 2009.

Ideengeschichtlich ist die Souveränität stets als Ort der höchsten Gewalt innerhalb einer politischen Ordnung bestimmt worden. Thomas Hobbes hat mit dem Leviathan jene Figur geschaffen, durch die sich die neuzeitliche Souveränitätslehre von der politischen Theologie loszulösen suchte. Als gesetzgebende Autorität inkorporiert er das Volk in Gestalt der gehorsamen Untertanen, die im Souverän eine gottgleiche und doch irdische Person erkennen. Friedrich Balke betrachtet nun diese und andere Figuren der Souveränität unter einem ebenso reizvollen wie ungewöhnlichen Winkel. In seiner

dessen souveräne Rede imitiert, sondern darüber hinaus versucht, sich von der souveränen Verfügung auszunehmen. In einer weiteren Ausdehnung des ideengeschichtlichen Rahmens der Souveränitätslehren greift Balke auf das Denken der Menge bei Spinoza zurück. Entgegen Hobbes' Idee absoluter Verfügung beruht dieses auf der Annahme einer wesensmäßigen „Unabhängigkeit der Regierten gegenüber den Regierenden“ (S. 231), die durch keinen Souverän aufgehoben werden kann. Drittens zeigen vor allem die Lektüren von Montaigne über Heidegger bis Kafka, inwieweit die Figur des Einzelnen, der zugleich das Vorbild der Figur des Alleinherrschers ist, sich bisweilen dem „Imperativ der biopolitischen Verrechenbarkeit seiner Existenz“ (S. 499) zu entziehen vermag. Mit allen drei kritisch gegen die dominanten Souveränitätslehren gerichteten Aspekten will Balke schließlich ein substitutionelles Denken politischer Repräsentation durchbrechen. In der Literatur, Kunst wie auch an den Rändern der politischen Philosophie finden sich jene Figuren, von denen Gefahr für die souveräne Selbstdarstellung ausgeht.

Insgesamt ist dieses Vorgehen nicht nur gut begründet, sondern zeugt von einem feinen Gespür für die Operationsweisen souveräner Macht. Auch erschöpft sich die Arbeit nicht in der Kritik an Hobbes und der nachfolgenden politischen Wissenschaft, welche die figurale Dimension souveräner Macht stets unterbelichtet hat. Doch bleibt zu beanstanden, dass Balkes detaillierte Ausführungen zuweilen seinen kritischen Einsatz vergessen lassen. Noch dazu wirken einige Kapitel (etwa zu Montaigne oder Heidegger) sehr exkursartig wenn nicht disparat. Die zweifelsohne kreativen und äußerst kompetenten Lektüren literarischer Werke sowie Bildanalysen bringen Balke dann auch immer wieder von seinem zunächst politisch und methodisch brisanten Ausgangspunkt ab. Vielleicht ist es deshalb auch wenig verwunderlich, dass der Autor am Ende ein nurmehr rekapitulierendes Schlusskapitel anschließt, anstatt Aussichten auf eine an literarischen Figuren geschärfte und durch Figuraldeutungen erweiterte politische Theorie der Souveränität zu geben.

Frankfurt (Main)

Felix Trautmann

Wo bleibt der Protest?

Sylvia Terpe: Ungerechtigkeit und Duldung. Die Deutung sozialer Ungleichheiten und das Ausbleiben von Protest, 212 S., UVK, Konstanz 2009.

In ihrer Schrift „Ungerechtigkeit und Duldung“, der eine Dissertation an der Universität Halle-Wittenberg zugrunde liegt, entwickelt Sylvia Terpe nichts Geringeres als eine alternative Konzeption zur soziologischen Analyse von Ungerechtigkeit. Sie zeigt die Mängel bestehender soziologischer Gerechtigkeitstheorien auf und ergänzt sie unter Rückgriff auf sozialhistorische und psychologische Beiträge um wichtige Dimensionen, um die Mannigfaltigkeit an Reaktionen auf Ungerechtigkeit adäquat zu erfassen. Im Verständnis von ‚Ungerechtigkeit‘ macht die Autorin die Wahrnehmung der Betroffenen selbst zum Ausgangspunkt. Da Gefühle vor allem für die aus Ungerechtigkeitswahrnehmungen resultierenden Handlungen eine wesentliche Rolle spielen, ergänzt sie die kognitive Seite von Ungerechtigkeitserfahrungen um die emotionale. Im Unterschied etwa zur Forschung über soziale Bewegungen gilt das Interesse der Schrift besonders denjenigen Reaktionsweisen auf Ungerechtigkeiten, die sich nicht in Protest und aktiver Handlungsmotivation äußern, sondern in stillschweigender Hinnahme und Resignation. Kurz: Es sind die handlungsdemotivierenden Wirkungen von Ungerechtigkeitserfahrungen, die im Mittelpunkt des Interesses stehen.

In Anlehnung an Shklar, Moore und Honneth verfolgt Terpe hierbei ein Konzept, das die Ursachen von Ungerechtigkeitserfahrungen nicht ausschließlich in der Verletzung normativer Gerechtigkeitsvorstellungen sucht, wie es in der soziologischen Gerechtigkeitsforschung üblich ist. Ungerechtigkeiten können demnach nicht nur als Abwesenheit oder Gegenteil von Gerechtigkeit begriffen werden. Ebenso werden sie durch Unmutsbekundungen jenseits der Abweichung von ausformulierten Gerechtigkeitsidealen dokumentiert. Diese ‚negative Ungerechtigkeit‘ wird zumeist als ein emotional aufwühlendes Erlebnis empfunden. Da Emotionen stets auf spezifische Beziehungskonstellationen verweisen und das Zufügen von Ungerechtig-

Studie durchläuft er einen „souveränitätsgeschichtlichen Parcours“ (S. 14), der zwar bei Hobbes einsetzt, jedoch die Unterwerfung des Einzelnen unter die Autorität des Gesetzes nicht als hinreichende Manifestation souveräner Macht erkennt. Diese hängt vielmehr immer auch von bildnerischen Ressourcen und Praktiken ab, in die sie eingebettet wird. Gerade Hobbes vertraut seinen Staat einem „beweglichen Bilderwerk“ an, obwohl seine Theorie der Souveränität zunächst auf „der Verwerfung aller Formen des Bilderkultes“ (S. 71) beruht. In der Wahrheit genau dieses Paradoxons souveräner Macht unterscheidet sich die Studie Balkes von den gängigen ideengeschichtlichen Rekonstruktionen. Sie ist darin jedoch kein weiterer Beitrag zur mittlerweile ausufernden Literatur über die Ikonographie des Leviathans, der auf der Titeldarstellung gezeigt wird. Vielmehr geht es darum, methodologisch nicht jener Besessenheit von der ‚Person‘ des Souveräns zu verfallen, vor der bereits Michel Foucault die politische Theoriebildung gewarnt hat. Auch mag Balke einer auf juristischen Grundsätzen gegründeten politischen Überwindung der noch theologisch unterfütterten Souveränität, wie sie den Großteil der liberaldemokratischen politischen Theorie durchzieht, keinen Glauben schenken. Er ist davon überzeugt, dass sich souveräne Macht erst in einer Konstellation von Figuren sowie über die symbolisch vermittelte Adressierung der Untertanen konstituiert.

Zwei Thesen ziehen sich dabei durch die materialreiche Arbeit. Methodisch werden sie von dem zusammengehalten, was zu Beginn als „Figuraldeutung“ (S. 10) eingeführt wird. Zunächst geht Balke von einer konstitutiven Figuralität souveräner Macht aus, der zufolge die *figura* der Souveränität nicht erst nachträglich zu deren *natura* hinzutritt. Weiterhin erlaubt die Rede von der ‚Figur‘ des Souveräns, Abstand von der personalen Deutung souveräner Macht zu nehmen und zur Untersuchung komplexer Figurationen von Souveränität überzugehen. In keiner politischen Ordnung kommt die Form- und Sinngebung souveräner Macht ohne Selbstdarstellung aus. Im Anschluss an Ernst Kantorowicz, auf dessen Studie zu den zwei Körpern des Königs Balke sich zentral bezieht, heißt es dann, dass kein Herrscherthron „einfach nur auf ‚festem Grund‘ steht, sondern getragen werden muss“ (S. 37).

Dies führt nun zu einer zweiten Grundannahme. Unter Rückgriff auf literarische und andere Kunstwerke wird gezeigt, dass souveräne Machtansprüche nicht in der neuzeitlichen Ori-

ginalität aufgehen, die Hobbes' Theorie meist bescheinigt wird. Insofern fragt Balke nicht nach den historischen Übergängen vom mittelalterlichen zum neuzeitlichen Staat, sondern spürt Figuren der Souveränität auf, die bereits seit den antiken Tragödien ins Bild gesetzt werden. Auch die für gewöhnlich getrennt analysierten Souveränitätspraktiken monarchischer Macht und liberaldemokratischer Regierungen werden entlang des sie verbindenden Problems der Inkorporation des Sozialen erörtert. Damit wendet sich die gesamte Arbeit sowohl gegen eine Historisierung von Souveränität als auch, indem die unterschiedlichen Figuren kleinteilig herausgearbeitet werden, gegen eine einfache Identifizierung historisch verwandter Figuren. Balke begibt sich hierfür in den Textkorpus verschiedener Autoren und das historische Bildmaterial der Zeit vor und nach Hobbes. Nicht nur spürt er während seiner Querlektüren diverse Präfigurierungen neuzeitlicher Souveränitätspraktiken in den Herrscherszenen des Mittelalters oder der Antike auf, sondern auch auf dem Feld moderner Regierungspraktiken entdeckt er das paradoxe Wiederaufleben der Souveränität. Während etwa der Leviathan und Kreon aus Sophokles' *Antigone* sich wechselseitig erhellen, werden an anderer Stelle die souveräne Verfügung über Leben und Tod bei Hobbes und in der Moderne gleichermaßen als ‚Biopolitik‘ (Foucault) gedeutet.

Doch bleiben diese in der politischen Ideengeschichte selten gewagten Gegenüberstellungen bei der gegenseitigen Erhellung nicht stehen. Dass jede Macht auch einer ihr spezifischen Repräsentation bedarf, um allererst als souveräne wirken zu können, und dass eine Autorität, selbst wenn sie sich absolut wähnt, nicht umhin kommt, „zu sprechen und sich zu zeigen“ sowie „sich dem Diskurs und dem Bild anzuvertrauen“ (S. 335), erscheint in der Darstellung Balkes als eine von Hobbes in ihren Widersprüchen unterschätzte Dimension. Die Modernität der Souveränität zeichnet sich dann auch gerade dadurch aus, dass sie „nicht länger politisch-theologisch *garantiert* wird, ganz gleich wie viel politisch-theologische Semantik sie in ihrer Selbstbeschreibung und Selbstdarstellung noch mitführen mag“ (S. 352). Dass es eine solche Garantie nie gab, zeigt Balke anhand verschiedener historischer und literarischer Figuren, die er als Kontrapunkte gegenüber souveränen Unterwerfungspraktiken anführt. Insbesondere mit *Antigone* wird die ‚Illegalität‘ eines Handelns verdeutlicht, das sich der souveränen Macht widersetzt, indem es nicht nur rückhaltlos